

lich sicher handelt es sich bei der Fundstelle um eine Zusammenschwemmung von Skeletten und Skelettresten im Bereich eines Flußniederungsgebietes nahe der Meeresküste. Diese lag vielleicht nur wenige Kilometer nördlich von Kupferzell. Weit südlich, etwa in der Gegend des Rieses, erstreckte sich ost-westlich ein Hochgebiet, das sogenannte Vindelizische Land. Zu Beginn der Ablagerung der Fundschicht hat sich das deltaartige Niederungsgebiet bis über Kupferzell hinaus nach Norden vorgeschoben. Ein Fluß brachte die Skelette und Skelettreste der landlebenden Saurier aus dem Süden mit. Sie wurden aufgelöst, zusammengeschwemmt und mit den Skelettresten der in der unmittelbaren Umgebung lebenden Amphibien gemischt. Dann sank das Land ab und das Meer überflutete die Deltaregion. So weist die Fossilschicht in ihrem oberen Abschnitt marinen Charakter auf, was auch der meereslebende *Nothosaurus* bezeugt. Amphibien sind in der oberen Teilschicht selten, die Landsaurier fehlen gänzlich. Als die Fundschicht abgelagert war, dürfte das Meer das ganze Hohenloher Gebiet bedeckt haben. Es lagerten sich marine Kalke und Dolomite ab, die die Fundschicht überdecken. Die Meeresherrschaft dauerte dann bis in den Gipskeuper fort. Die Kupferzeller Saurierbegabung erschloß einen

geologisch sehr kurzen, aber bedeutenden Zeitabschnitt im Übergang zwischen Meeres- und Landherrschaft vor rund 200 Millionen Jahren. Entstehung und Fossilinhalt der Fundschicht spiegeln die Verhältnisse während der gesamten Keuperzeit wider. Dem ständigen Wechsel zwischen Land und Meer mußte sich die Wirbeltierfauna anpassen. Sie machte in jener Zeit eine rasant verlaufende Evolution durch, was sich in der Entstehung zahlloser neuer Gruppen dokumentiert. Die altertümlichen Lurche erlebten in den Sumpfbiotopen des Keupers noch einmal eine Blütezeit. Kurz vor ihrem Aussterben mit dem Ende der Trias entwickelten sie mit *Mastodonsaurus* Riesenformen und mit den Plagiosauriern in der Lebensweise und dem anatomischen Bau stark abweichende Vertreter. Die Reptilien entfalteten sich explosionshaft, eroberten Land, Meer und Luftraum und brachten die Säugetiere hervor. Mit deren Entstehung wird bereits in der Trias eine neue Epoche in der Erdgeschichte eingeleitet, die dann in der Erdneuzeit zur Herrschaft der Säugetiere über die Erde und schließlich zum Menschen führt.

Aus den Anfängen dieses revolutionierenden Geschehens hat Württembergs Boden bedeutendste Zeugnisse geliefert.

Die Romfahrt des Abtes Wilhelm von Hirsau

Eberhard Hause

Als Graf Adalbert II. von Calw-Sindelfingen im Jahre 1069 dem Benediktinermönch Wilhelm aus dem altherwürdigen Kloster St. Emmeram in Regensburg die Leitung seines Eigenklosters St. Aurelius zu Hirsau im Schwarzwald übertrug, hatte dieser inzwischen das 40. Lebensjahr erreicht. Als Kind unbekannter Herkunft war er frühzeitig von seinen Eltern als «*puer oblat*» diesem Kloster übergeben worden. Dort hatte er sich als Mensch und Wissenschaftler – vornehmlich auf den Gebieten der Musik und Astronomie – im Laufe der Jahre hohes Ansehen erworben. Seine überragenden Fähigkeiten und menschlichen Qualitäten ließen ihn daher als geeignet erscheinen, eine im Wiederaufbau begriffene Klostersgemeinschaft tatkräftig zu leiten.

Das Problem der Zeit, das damals alle religiös interessierten Kreise stark beschäftigte, war die Kirchen- und Klosterreform. Reform bedeutet ja im Wortsinne «Zurück-Bildung», Rückbesinnung also, und keineswegs Fortschritt, wenn auch naturgemäß in der jeweiligen Zeitlage. Und die Rückbesinnung be-

zog sich bei der Kirchenreform des Mittelalters auf die Anfänge des Christentums, auf die Säuberung von inzwischen eingetretenen Veränderungen, die der Reinheit der ursprünglichen Lehre nach allgemeiner Auffassung entgegenstanden. Deshalb ist auch jede Reform per se in der Tradition verhaftet. Neben dem Problem des Zölibats und den Praktiken der Simonie stellte die bestehende Rechtslage der sogenannten Eigenklöster das schwierigste Hindernis zur Lösung der anstehenden Fragen dar. Das Bestreben ging dahin, daß sich die Klöster von der Abhängigkeit ihrer Stifter und Eigentümer zu befreien suchten und von der Dienstaufsicht ihres zuständigen Episkopates zu lösen. Erstmalig war das dem Kloster Cluny im Jahre 910 gelungen, als sein Stifter Wilhelm, Graf der Auvergne und Herzog von Aquitanien, im Benehmen mit Abt Berno von Beauneles-Messieurs auf seine Eigentumsrechte verzichtete, das für diesen Bezirk zuständige Bistum ausschaltete und seine Klosterstiftung dem Hl. Stuhl direkt unterstellte. Cluny war somit «*exempt*»; und

damit war ein Präzedenzfall geschaffen, der auf viele Klöster in Frankreich und seine Nachbarländer eine außerordentliche Anziehungskraft ausübte. Cluny erlebte in der Folgezeit einen großartigen Aufschwung, konnte aber in Deutschland zunächst nicht Fuß fassen. Das lag daran, daß die französischen Klöster besonders stark korrumpiert, die deutschen Verhältnisse jedoch anders gelagert und weit besser waren.

Es handelte sich also um das klösterliche Selbstbestimmungsrecht, um die Überführung von Privateigentum in das Genossenschaftseigentum einer selbst verantwortlichen Klostergemeinschaft, von der man sich eine Sanierung der Mißstände erhoffte. Wilhelm (geboren um 1030) war sich des Umfanges dieser Problemstellung durchaus bewußt, als er bei seinem Aufzug in Hirsau unverzüglich und zielstrebig diesen Fragenkomplex anging. Als nun im Jahre 1073 der Mönch Hildebrand als Gregor VII. zum Papst erkoren wurde, spitzte sich die Lage zu. Der Investiturstreit, der Kampf zwischen Rom und dem Reich um den Primat der päpstlichen oder kaiserlichen Macht, stand vor der Tür. Zuvor aber hatte Wilhelm mit seinem Klosterherren eine Vereinbarung abgeschlossen, die die neue Rechtslage fixierte. Diese sogenannte Königsurkunde von 1071 ist verschwunden, sie wurde durch eine Neufassung, das «Hirsauer Formular» von 1075 ersetzt. Mit dieser Abmachung zog Wilhelm im Oktober des gleichen Jahres nach Rom, um sich die darin errungene «libertas» seines Klosters von allerhöchster Stelle sanktionieren zu lassen. Seine Mission scheiterte, und Wilhelm erkrankte, so daß er erst im Frühjahr 1076 die Heimreise antreten konnte.

Wie aber sah das Rom aus, das Wilhelm antraf und das zu studieren er in dem halben Jahre seines dortigen Aufenthaltes trotz seiner Erkrankung sicherlich genügend Zeit fand? Es unterliegt keinem Zweifel, daß ein geistig so vielseitig begabter Mann, den Künsten und Wissenschaften wie wenige seiner Zeitgenossen zugetan, sich mit den christlichen und heidnischen Bauwerken der Ewigen Stadt auseinandergesetzt hat – sollte doch die von ihm Jahre später erbaute Peter-und-Pauls-Kirche seines neuen Klosters Hirsau sein hohes architektonisches Können erweisen.

Das Rom der Jahrtausendwende war eine heruntergekommene Großstadt von widersprüchlichem Aussehen. Die einstige Millionenstadt der alten Kaiserzeit mit ihrer Überfüllung großartigster Bauwerke, mit Palästen und Plätzen voller Kunstschatze, mit Basiliken und Bibliotheken, mit Tempeln, Theatern und Triumphatoren, ausgestattet mit allem

technischen Komfort und Luxus ihrer Zeit, war nur noch ein Schatten ihrer großen Vergangenheit. Allerdings, im Vergleich zu allen anderen Städten des Abendlandes, die damals erst in den Anfängen ihrer künftigen Blüte standen, war die «Roma aeterna» immer noch imponierend genug, wie Berichte des 12. Jahrhunderts besagen. Ihren ersten großen Zusammenbruch hatte die Stadt um die Wende zum fünften Jahrhundert erlebt. Das 391 zur Alleinherrschaft gelangte Christentum ging alsbald daran, die heidnische Kultur des späten Hellenismus systematisch zu zerstören, und leitete damit wohl das größte Vernichtungswerk aller Zeiten innerhalb eines Imperiums, eine großangelegte und konsequent durchgeführte Kulturrevolution, ein. Und die dann im Jahre 410 erfolgte Eroberung Roms durch Alarich und seine Westgoten tat das übrige, um die dank ihrer starken Mauern bisher für uneinnehmbar gehaltene Stadt, die seit dem Einfall der Gallier (387/86 v. Chr.) fast achthundert Jahre hindurch keines Feindes Fuß betreten hatte, schwer anzuschlagen. Sie wurde von den Eroberern geplündert – natürlich nicht ohne die eifrige Mithilfe des römischen Stadtpöbels. Das Ereignis selbst löste einen weltweiten Schock aus; und die folgenden Jahrhunderte, in denen Rom noch mehrmals erobert wurde, vollzogen das Zerstörungswerk bis in das Renaissance-Zeitalter hinein.

Als Abt Wilhelm in Rom weilte, dürfte die Stadt vielleicht noch 5 bis 10 Prozent ihrer Einwohnerzahl aus der Kaiserzeit, also etwa 50000 bis 100000 Seelen besessen haben, denn zu Beginn des 14. Jahrhunderts lebten in ihr nachweislich keine 20000 Einwohner. Ein Jahrtausend zuvor, zu Beginn des 4. Jahrhunderts, als dem Christentum auf Grund des sogen. «Mailänder Ediktes» von 313 durch die Gnade heidnischer Kaiser zunächst die Gleichberechtigung neben allen anderen staatlich anerkannten Religionsgemeinschaften des Reiches gewährt wurde, war die Millionenstadt und ihr Zentrum baulich vollkommen überlastet. So sahen sich die Christen genötigt, die an den Stadträndern noch verfügbaren Bauplätze zu erwerben oder vor die Mauern der Stadt zu gehen, um ihre großen Neubauvorhaben durchführen zu können. St. Johann im Lateran, St. Peter im Vatikan und St. Paul vor den Mauern sind bekannte Beispiele. Hinzu kam, daß gerade in diesen Bezirken das Kleinbürgertum als wesentlicher Träger der neuen Lehre beheimatet war. Bei Wilhelms Aufenthalt aber stellten in der ausgehöhlten ruinösen Stadt die großen christlichen Basiliken Schwerpunkte des städtischen Lebens dar, um die sich die zusammengeschmolzene Bevölkerung schuttsuchend drängte, während in den übrigen

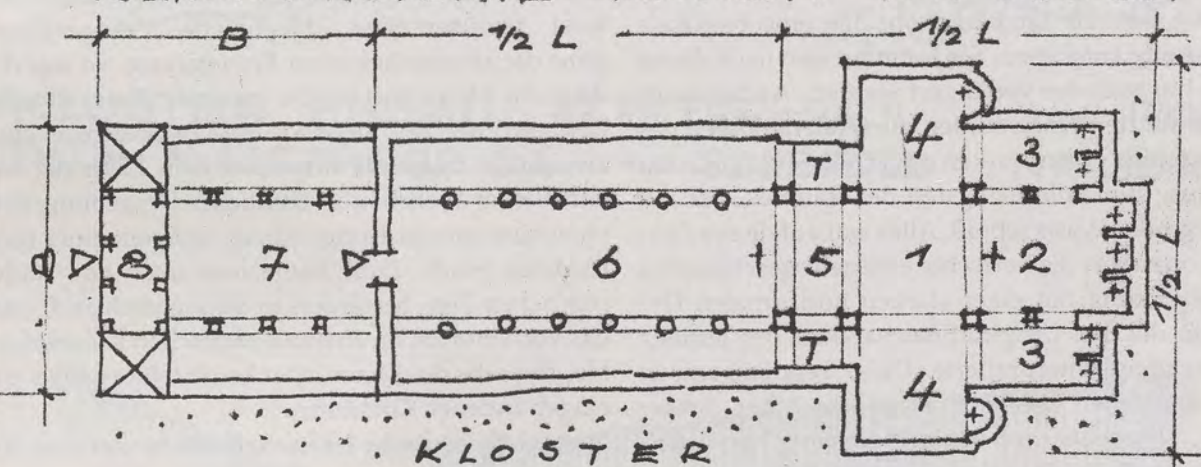
HIRSAU ST. PETER=PAUL

SKIZZE NACH METTLER

①



REKONSTRUIERTE ANSICHT VON SÜD=OST



- 1 VIERUNGSQUADRAT MIT DACHREITER
- 2 CHORQUADRAT
- 3 CHORSEITENRÄUME (=SCHIFFE
- 4 SEITENQUADRATE MIT APSIDEN
- 5 CHORUS MINOR MIT PROJ. TÜRME (T)
- 6 BASILIKA — LAIENKIRCHE
- 1-6: ERBAUT: 1082-1091 1-5: OSTWERK
- 7 ATRIUMHOF, SPÄTER VORKIRCHE
- 8 DOPPELTÜRMIGE VORHALLE
- 7-8 ERBAUT: UM 1120 B ~ 24 m
- L ~ 72 m SPÄTERE GESAMTLÄNGE ~ 97 m

Zum Grundriß ist zu sagen, daß er verschiedene geometrische Zusammenhänge aufweist: Quadrat und gleichseitiges Dreieck sind vielfach nachweisbar. (Auf dieses Thema, das in Wilhelms Bauschaffen ebenfalls eine Rolle spielte, wurde in unserem Zusammenhang verzichtet.)

Bezirken der Untergrund sein Unwesen trieb. Das alles sah Wilhelm, und, wenn ihn auch die Ruinen der heidnischen Bauwerke weniger berührt haben mögen, so mußten ihn andererseits die großen Kirchenbauten mit ihrer reichen Ausstattung um so mehr interessieren. Sie waren ja in einer Zeit errichtet worden, als die Prachtbauten Roms schon längst standen. Da mußten die christlichen Neubauten mit ihnen natürlich angemessen konkurrieren können, schon um die verwöhnte Stadtbevölkerung mit ihren überzogenen Ansprüchen zu sich heranzuziehen. So stellten die christlichen Gotteshäuser zu Wilhelms Zeiten wohl die einzige exklusive Attraktion dar, die die sonst so heruntergekommene Stadt noch zu bieten vermochte.

Beim Studium der christlichen Basiliken werden Wilhelm einzelne hervorstechende Merkmale ihrer Bauweise beschäftigt haben, die er in dieser Form in seiner deutschen Heimat nicht antraf. Gewiß, es gab auch dort Säulen- und Pfeilerbasiliken in dem bekannten Schema mit hohem Mittelschiff und niedrigen Seitenschiffen, aber es war schon auffallend, daß sie hier als Eingangsfront alle eine basilikale Schauseite aufwiesen. Sie konnten also nach dieser Seite hin mühelos verlängert werden. Andererseits übten auf den Eintretenden die Säulenarkaden des Mittelschiffs einen starken optischen Sog zum Altar hin aus, zum Allerheiligsten des Raumes, der mit einer großen Apsis schloß. Alles war auf dieses Zentrum orientiert. Es herrschte eine sehr geschlossene Raumwirkung mit einer starken horizontalen Dynamik, die den Longitudinalcharakter der Basilika überzeugend interpretierte. Diese Tendenz war in den deutschen Basiliken weit schwächer ausgeprägt, abgesehen von einigen romanischen Großbauten (z. B. Fulda), die es «more romano» mit den römischen Vorbildern aufnehmen wollten und konnten. Roms christliche Basiliken waren in sich geschlossene Baukörper, echte Nachfolger der antiken Basiliken und Tempel, die überall noch herumstanden, wenn auch in desolatem Zustand. Dann aber: es fehlten Kirchtürme und erst recht die gewaltigen Kuppeln, die den heutigen Besucher Roms fesseln. Nur St. Peter besaß einen weit abgesetzten Campanile, während die sonstigen Türme erst im 13. Jahrhundert hinzukommen sollten. Natürlich gab es in Rom wie allerorten in Italien und in Westeuropa auch Turmbauten: Wohntürme, Geschlechtertürme, Donjons – aber keine Kirchtürme. Gerade diese Wohnhochbauten – und damit der Turm überhaupt – stellten somit Statusembleme mächtiger Weltleute, herrscherliche Machtsymbole dar – und damit Repräsentanten jener Kräfte, von denen Wilhelm sich gerade zu befreien suchte, deren Eli-

minierung im Klosterwesen sein wichtigstes Anliegen war. Wenn er nun Vergleiche zog mit den römischen und deutschen Großkirchen, so mußten ihm zwei wesentliche Unterschiede bewußt werden: Der ganz andersartige Bau- und Raumcharakter einer deutschen Herrschaftsbasilika und das Einbeziehen von Türmen in sie. Gewiß, der kubische Raumeindruck war hier wie dort ähnlich ausgeprägt, aber das äußere Gesamtbild war doch überraschend ein anderes. Eine deutsche Kirche ohne eingebundenen Kirchturm ist doch kaum vorstellbar! Und dann das Presbyterium! Aus ihm war eine großartige Zentralbaugruppe mit Vierungsquadrat, Seitenquadraten und Chorquadrat, mit Haupt- und Nebenapsiden, mit Vierungsturm und Glockentürmen, mit versenkter Krypta und einem Hochchor darüber entwickelt worden. Zu diesem «sächsischen Ostwerk» trat nun als Gegenpol ein analog disponiertes «Westwerk» unterschiedlicher Zweckbestimmung hinzu, etwa als Stifter- oder Heiligenmemorie, oder aber als Herrschaftsempore, als Kaiserempore. Die deutsch-romanische Basilika war somit zwischen zwei repräsentative «Hochwerke» eingespannt ohne die Möglichkeit einer Erweiterung. So war die deutsche Herrschaftskirche zu einer «Zentralbasilika» geworden und steht wie eine zweitürmige, eine zweipolige Burg mit eingespanntem Palas da, ein christlicher Wehrbau in ländlicher Umgebung und nicht eine sakrale Kongreßhalle inmitten einer umfriedeten Stadt. Zwar baute man auch den stadtrömischen Typ, besonders in Süddeutschland, und das vornehmlich im ehemals römischen Kolonialgebiet diesseits des Limes, aber kaum fehlte jemals ein eingebundener Kirchturm.

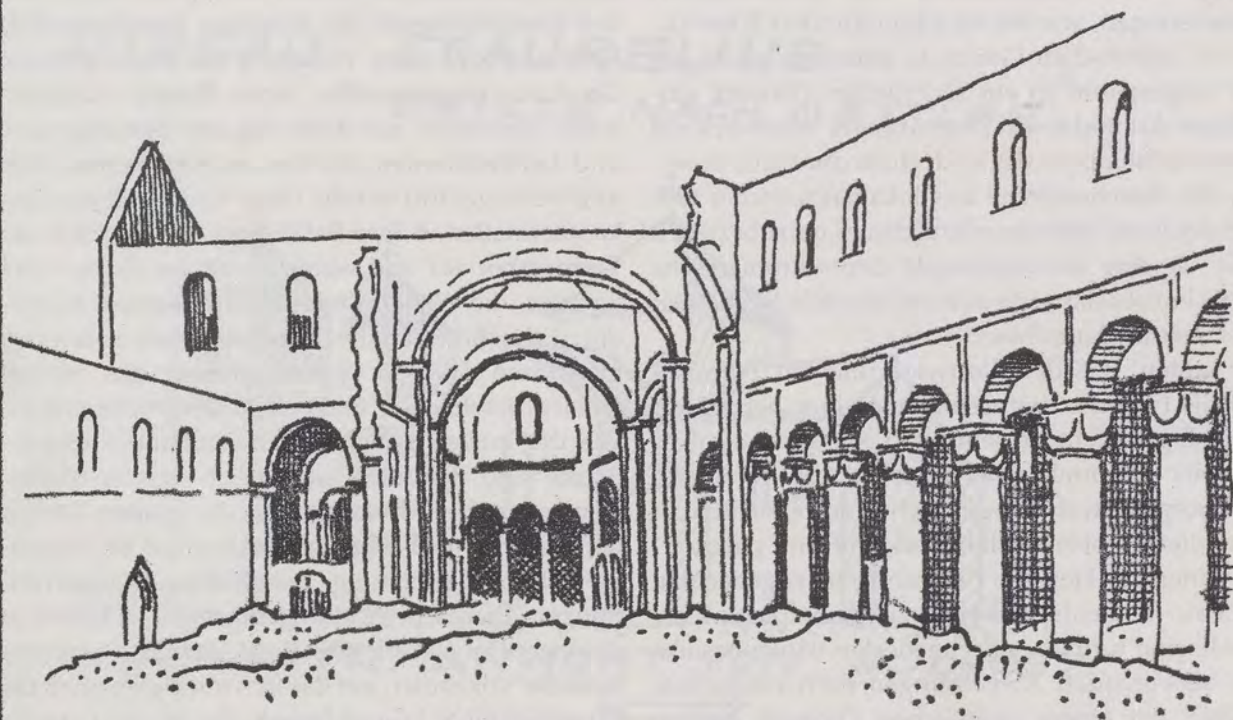
Eine solche deutsche Herrschaftskirche war auch St.

Zu den nebenstehenden Zeichnungen:

Diese Kirche wurde 1692 mitsamt dem großen Kloster von den Truppen des Generals Melac niedergebrannt. Auf der Ansicht der Ruine sieht man zwei Rundbogen: es sind dies der vordere und der chorseitige hintere Vierungsbogen. Auch die seitlichen Vierungsbogen sind noch erkennbar. Der letzte Bogen im Hintergrund ist ein Bestandteil der geraden Chorabschlußwand mit ihren drei Altarnischen. Der Hauptaltar stand frei im Chorquadrat und der Laienaltar vor dem Chorus minor. Die Kirche hatte mithin elf Altäre. Vor dem vorderen Vierungsbogen ist noch ein Bogenansatz rechts erkennbar: Der Schwibbogen des «Chorus minor» als Abschluß gegen die Basilika hin bzw. als ihr Abschluß gegen das erweiterte Ostwerk.

In der **Gesamtansicht** ist rechts das herzogliche Jagdschloß erkennbar, das 1535 nach der Säkularisation des Klosters von 1586 bis 1592 erbaut und 1692 ebenfalls von den Franzosen vernichtet wurde. Heute steht in seinen Ruinen die «Uhland-Linde».

2



KLOSTER HIRSAU ST.PETER=PAUL UM 1702
NACH A. LIEFKOOP D.Ä. - SCHEFOLD NR.3040

3



KLOSTER HIRSAU AUF EINEM GRAVIERTEN
ZINNSARG UM 1630 SCHEFOLD NR.3029

EH

Aurelius in Hirsau, in der Abt Wilhelm über zwei Jahrzehnte seines Amtes waltete. Auch sie war eine flachgedeckte Pfeilerbasilika von quadratischen Abmessungen, wie wir es schon hundert Jahre zuvor im sächsischen Gernrode antreffen. Auch sie war eingespannt in ein sächsisches Ostwerk einfacherer Art und in ein zweitürmiges Westwerk mit Herrschaftsempore. Es ist deshalb durchaus abwegig, die Aureliuskirche aus lokalpatriotischer Gesinnung in die «Hirsauer Bauschule» einzubeziehen – sie ist eine konventionelle deutschromanische Herrschaftsbasilika wie alle feudalen Kirchenbauten ihrer Zeit in Deutschland.

Wir sagten, daß das Westwerk und der Turmbau sich als typische Statusembleme einer herrschaftlichen Eigenkirche präsentierten. Auf sie also galt es bei einer «Reformbasilika», wie sie Abt Wilhelm in etwa vorgeschwebt haben mochte, zu verzichten. Er hatte diese Problemstellung erkannt und ging daran, seinen den Heiligen Peter und Paul zugedachten Neubau dementsprechend zu konzipieren. Es wurde eine turmlose, flachgedeckte Säulenbasilika von bedeutenden Abmessungen nach römischem Vorbild mit einem sächsischen Ostwerk eigener Prägung unter Verzicht auf eine Krypta. Eine Neuerung in ihr bedeutete der zwischen dem Mönchschor und der Laienkirche eingefügte «Chorus minor» für diejenigen Brüder, die alters- oder krankheitshalber den vollen Chordienst nicht mehr mitvollziehen konnten. Er trennte beide Raumteile hälftig und sollte ursprünglich – wenn überhaupt – von zwei Begleittürmen eingefasst werden. Deren Bau hätte dem langgestreckten Baukörper eine zentrale Zäsur gegeben als äußeres Zeichen der zweifachen Funktionen einer jeden Raumhälfte, aber es blieb bei der turmlosen Reformbasilika, für deren Glocke ein Dachreiter über dem Vierungsquadrat vollauf genügte.

Namhafte Bauhistoriker pflegen allerorten nach «Einflüssen» und «Beziehungen» beim Studium eines Bauobjektes zu suchen – so auch hier. Aber offensichtlich ist noch niemand auf den naheliegenden Gedanken gekommen, die persönlichen Eindrücke des Baumeister-Abtes Wilhelm und die kreative Verarbeitung seiner architektonischen Erlebnisse in Erwägung zu ziehen. Die zukunftsweisende Bedeutung Wilhelms als Architekt liegt ganz eigentlich nicht in seinem «Hirsauer Baustil», in seinem flachen, geraden Staffelchor mit Seitenschiffen, in seinem Würfelkapital mit «Hirsauer Ecknase», in seiner Gesimfsführung oder in seinem «Chorus minor» – denn das waren alles mehr zeitbedingte sporadische Bauelemente. Wilhelms architektonische Bedeutung liegt vielmehr darin, daß er die Wesens-

züge der herrschaftlichen Eigenkirche als eingespannte Basilika zwischen zwei «Hochwerken» erkannte und als erster diesem Bautyp auf Grund seines Romerlebnisses die turmlose herrschaftsfreie Reformbasilika ohne Westwerk als einen sakralen Großbau entgegensetzte, einen Bautyp südländischer Observanz, der dann von den Zisterziensern und den Bettelorden sehr konsequent übernommen und weitergeführt wurde. Diese Orden nahmen bekanntermaßen in ihre Satzungen ausdrücklich ein Turmverbot auf und waren damit die Erben einer Bauidee, die Wilhelm mit der ihm eigenen Konsequenz durchdacht hatte. Der Turm blieb in den germanischen Ländern jedoch immer das Status- und Macht- und weltlichen Machtwillens, wie die großen gotischen Kirchenbauten unserer Städte und Bistümer es deutlich demonstrieren. Demgegenüber repräsentieren die großen Dächer der Reform- und Bettelordenskirchen die monumentale Ausgestaltung der Kleinen-Leute-Wohnungen. Diese Entwicklung eingeleitet zu haben ist das eigentliche Werk Wilhelms! Nicht das architektonische Vokabular, auf das sich im allgemeinen die Kunsthistoriker konzentrieren, macht die umstrittene «Hirsauer Bauschule» aus, sondern die Idee und Gestaltung einer in der Tat zukunftsweisenden Reformbasilika.

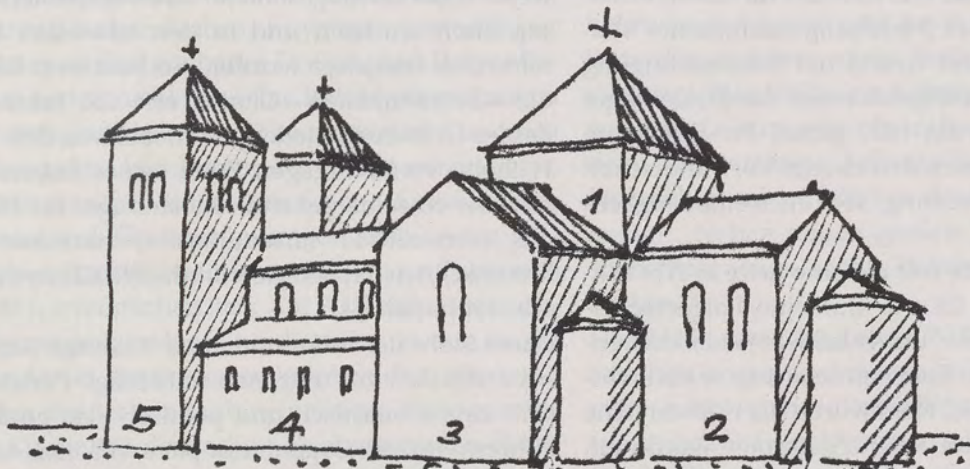
Wir wissen nicht, welchen Weg Abt Wilhelm auf seiner Heimreise von Rom genommen hat, aber es wäre doch recht naheliegend, daß er dabei in dem kirchenhistorisch gewichtigen und politisch von der gregorianischen Pataria beherrschten Mailand Station machte. Dort war die große Basilika des hl. Ambrosius – San Ambrogio – gerade im Bau und wohl kaum den Fundamenten entwachsen, so daß ihre Grundrißdisposition sich klar zu erkennen gab. Zwischen ihr nämlich und der gleichzeitig begon-

Zur nebenstehenden Zeichnung:

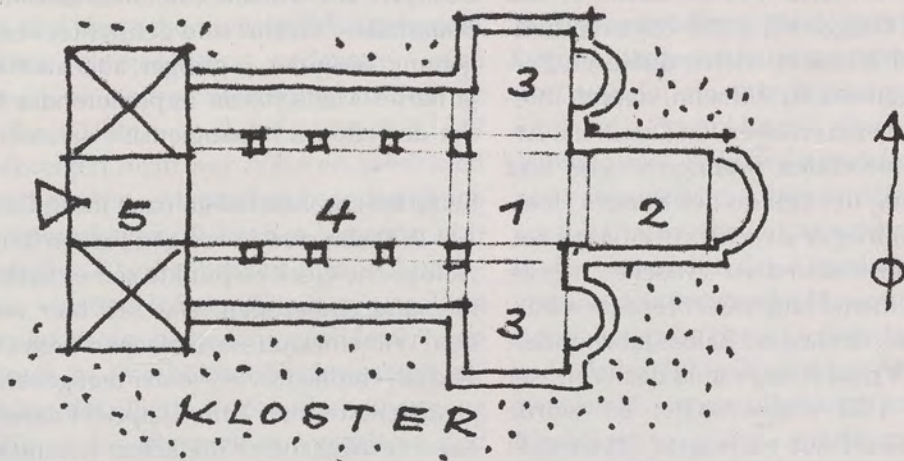
Die hier in der Rekonstruktion dargestellte Kirche ist der zweite Bau unter teilweiser Verwendung der Fundamente einer weit einfacheren Kirche, die um 830 erbaut wurde. Der von seinem Oheim Papst Leo IX., einem elsässischen Grafen von Egisheim, bedrängte Graf Adalbert von Calw reorganisierte um die Mitte des 11. Jahrhunderts das Kloster und erbaute die zweite Aureliuskirche als Pfeilerbasilika von 1059 bis 1071. Ihre Fertigstellung leitete bereits Wilhelm, der 1069 in Hirsau aufzog, aber erst 1071 die Abtswürde annahm, als sein Vorgänger Abt Friedrich im Exil starb. Um 1120 wurden der Chor umgestaltet, die Pfeiler wurden durch sehr gedrungene Säulen ersetzt. Seit der Reformation verfiel St. Aurelius und wurde schrittweise demontiert. Der Restbestand ist 1955 saniert worden und dient heute als Kirche der katholischen Gemeinde Hirsau.

HIRSAU ST. AURELIUS

SKIZZE NACH METTLER



REKONSTR. ANSICHT VON SÜD-OST



- 1 VIERUNGQUADRAT
MIT VIERUNGSTURM
- 2 CHORQUADRAT MIT APSIS
- 3 SEITENQUADRATE MIT APSIDEN
- 1 - 3: SÄCHSISCHES OSTWERK.
- 4 BASILIKA (QUADRATISCH)
- 5 WESTWERK MIT 2 TÜRME

BAUZEIT 1059-1071 LÄNGE CA. 40m

nenen Stiftskirche in Sindelfingen – das zu verlassen Graf Adalbert sich gerade entschlossen hatte, um sich nach Calw abzusetzen (was er niemals durchführte) – besteht eine merkwürdige Relation hinsichtlich ihrer Grundrißanlage, abgesehen von anderen norditalienischen Eigenarten, die bereits geltend gemacht worden sind.

Ich vermute, daß Abt Wilhelm das für ihn in kirchlicher und politischer Beziehung interessante Mailand besucht und auf Grund der Baubesichtigung von S. Ambrogio maßgeblich auf die Sindelfinger Stiftskirche eingewirkt hat, zumal St. Emmeram und S. Ambrogio auch mancherlei Verwandtschaft bezeugen. Eine Vermutung, aber auch eine Möglichkeit.

Das Bauen bedeutete nur die eine Seite in Abt Wilhelms Lebenslauf. Es war nur eine Folgeerscheinung seiner Romreise, ihr Anlaß war ja ein kirchenpolitischer gewesen. Rom wurde nicht nur ein architektonisches Erlebnis, Rom wurde für Wilhelm eine Wandlung. Aus dem Kirchenreformer wurde ein Kirchenpolitiker, ein Protagonist des Papsttums, ein antikaiserlicher Reichsfeind. Fortan diente er nur noch seinem Papst Gregor VII. (1073–85) einer übrigens in mehrfacher Hinsicht höchst dubiosen Persönlichkeit im Gegensatz zu Wilhelm, dessen Integrität über jeden Zweifel erhaben ist. Durch die Arbeit seiner missionierenden Wandermönche und durch Unterstützung der Feinde des Kaisers Heinrich IV. (1050–1106) trug er zu seinem Teil dazu bei, daß der endlose Investiturstreit zwischen Kaiser und Papst sich zu einem blutig-zerstörerischen Bürgerkrieg entwickelte, der fast ein halbes Jahrhundert anhielt und erst mit dem Kompromiß des Wormser Konkordates von 1122 enden sollte. So wurde Hirsau in Deutschland der wichtigste Stützpunkt der Kurie und all jener Kräfte, die sich gegen Kaiser und Reich zusammenfanden.

Zum Pfingstfest 1077 weilte der Gegenkönig Heinrichs Graf Rudolf von Rheinfelden in Hirsau; dann erschienen der päpstliche Legat Bernhard und der Abt Bernhard von St. Victor bei Marseille, um Wilhelm für die Klosterregeln von Cluny zu interessieren; und schließlich kam im Jahre 1079 sein alter Jugendfreund Ulrich von Zell, inzwischen ein maßgeblicher Mann bei Abt Hugo in Cluny.

So geriet Wilhelm vollständig in das Kraftfeld Gregors und Clunys, wohin er einige Brüder schickte, um die cluniazensischen Gewohnheiten an Ort und Stelle zu studieren.

Diese «Gewohnheiten» oder «consuetudines» hatten sich bei den frühen Benediktinerklöstern, die jahrhundertlang keinen Verband bildeten, in jedem der grundsätzlich voneinander unabhängigen

Abteien individuell entwickelt. Der jeweilige Abt formte die allgemein verbindlichen Regeln des hl. Benedikt aus dem sechsten Jahrhundert zu seiner Hausordnung, zu einer Klosterregel, einer «consuetudo», indem er die örtliche Tradition weiterführte oder auswärtige Anregungen in sie einbaute. So entwickelten sich im Laufe der Jahrhunderte fallweise individuell gestaltete «Gewohnheiten», die organisch wuchsen und in den seltensten Fällen schriftlich festgelegt wurden. So sind zum Beispiel die «Gewohnheiten» Clunys erst 150 Jahre nach dessen Gründung niedergeschrieben worden. Auch Wilhelm verfaßte gegen Ende seines Lebens eine sehr ins einzelne gehende Klosterregel für Hirsau, die «consuetudo hirsaugiensis», nachdem ihm Freund Ulrich mit den Gewohnheiten Clunys vorgearbeitet hatte.

Damit steht der reife, nun etwa 50jährige Abt Wilhelm deutlich vor uns: eine untadelige Persönlichkeit, eine monastisch und politisch klar profilierte Fühernatur, ein Organisator par excellence, ein Architekt mit fundiertem Wollen und Können – der Schöpfer der «Hirsauer Reform» und der «Hirsauer Bauschule», verehrt und gefürchtet von seiner Umgebung, ein guter, ja gütiger, aber auch ein strenger, ja harter Mensch von imponierender Gestalt, wie ihn der «Codex hirsaugiensis» darstellt.

Seine Biographen haben nach ihren Gewohnheiten Abt Wilhelm stets in rosigen Farben dargestellt. Soziologische Gesichtspunkte seines Lebens hat noch niemand einbezogen. Das soll hier versucht werden. Wilhelm kam aus einfachen Verhältnissen, war also ein «homo novus» in der maßgebenden Feudalgesellschaft seiner Zeit. Es spricht daher sowohl für seine vorzüglichen Fähigkeiten wie auch für die geistige Aufgeschlossenheit dieser Standesherrn, wenn sie Wilhelm für würdig befanden, die Leitung eines noch im Auf- und Ausbau befindlichen hochadligen Eigenklosters zu übernehmen. Graf Adalbert und mehr noch seine Gemahlin Wiltrud von Bouillon trugen sich auf päpstliches Drängen (Papst Leo IX. war Adalberts Oheim und regierte von 1049 bis 1054) schon länger mit dem Gedanken, ihre vernachlässigte Klosterstiftung St. Aurelius entsprechend den Anschauungen ihrer Zeit und dem Vorbild anderer Adelsfamilien in eine uneigennützigte Stiftung der modernen Richtung zu verwandeln, um mit dieser Schenkung an die Kirche ein zu deren Nutz und Frommen wie auch zum eigenen Seelenheil dienliches Werk zu vollbringen. Jedenfalls war in Wilhelm ein geeigneter Mann für die Abtei gefunden worden, nachdem sein Vorgänger, Abt Friedrich aus Einsiedeln, nicht den in ihn gesetzten

Erwartungen entsprochen hatte, auch wenn der Bau der Aureliuskirche mit sein Werk war.

Wilhelm war ein Emporkömmling mit Eigenarten, die diesen Typ oftmals als solchen kennzeichnen. Er war ehrgeizig und sich seiner besonderen Fähigkeiten durchaus bewußt. Sowohl den monastischen Innendienst wie den missionarischen Außendienst seiner Klostersgemeinschaft verstand er ebenso klug wie streng zu handhaben. Er war ein vortrefflicher Schulmeister und ein harter Drillmeister. Seine Missionare hatten nicht nur seine Reformvorstellungen einer strengen Klosterzucht zu propagieren und sich für den politischen Primat der Kirche einzusetzen, sondern darüber hinaus den zu reformierenden Klöstern und Klostergründungen auch seinen persönlichen Baustil zu insinuieren, wo und wie sich das eben ermöglichen ließ. Zur Aktivierung des ohnehin anstrengenden Chordienstes, in den er die bisher davon dispensierten kränkenden, alten und elenden Brüder wieder hineinzwang, hatte er seine neue Kirche mit dem schon oben genannten «Chorus minor» für sie angereichert. Im Vergleich zu den sehr menschlichen und rücksichtsvollen Regeln des hl. Benedikt und den schon wesentlich strengeren «consuetudines cluniacenses» bedeutete seine Hausordnung eine weitere Steigerung an Strenge und Härte. So möchte man denn mutmaßen, daß seine Anordnungen nicht nur höheren Einsichten und Notwendigkeiten entsprachen, sondern auch einer Emporkömmlingen oft eigenen Neigung, sich in pharisäerhafter Überheblichkeit und in Erinnerung an ihre einstige Inferiorität einer gewollten Rücksichtslosigkeit zu bedienen, nachdem ihnen der Durchbruch in eine höhere Machtposition gelang. Unzählige detaillierte Vorschriften über ganz äußerliche Dinge des allgemeinen Verhaltens und artigen Benehmens wurden zur Zwangsjacke der Brüder. So wurde ihnen vorgeschrieben, wie sie im Bett zu liegen hätten, wie sie aufstehen und sich ankleiden, wie sie essen und trinken mußten und wie die Stiefel zu schmieren seien.

Dazu kam die Frage der Kleidung, die man von Cluny kopierte und obendrein außerordentlich wichtig nahm. In dieses Kapitel gehört auch die Prügelstrafe, die der hl. Benedikt nur in Ausnahmefällen bei jungen Oblaten anzuwenden gestattet hatte. Zu Abt Wilhelms Strenge trat ein «schichtenspezifisches» Mißtrauen. Um die genaueste Befolgung seiner «Consuetudo» zu gewährleisten, richtete er einen perfekten Überwachungs- und Spitzeldienst ein. Seine «Circatores» hatten das Klosterleben ständig zu überwachen. Diese permanente gegenseitige Beschnüfflung und Denunziation mußte das Vertrauensverhältnis untereinander und dem

Abt gegenüber natürlich schwer belasten. Bezeichnend ist Wilhelms geradezu subalterne Handhabung des klösterlichen Schweigegebotes. Aus ihm ergab sich eine höchst differenzierte Zeichensprache, die beispielsweise je ein Zeichen für neunzehn verschiedene Arten von Fischen enthielt! Hatte sein Freund Ulrich die Schweigepflicht nach kluniazensischer Übung in einem einzigen Artikel für Wilhelms neue Klosterregel zusammengefaßt, so zerlegte dieser diesen einen Punkt in deren einundzwanzig! Was Wilhelms Selbsteinschätzung seiner geistigen Leistungen anbetrifft, so besaß er ein geradezu überzogenes Selbstgefühl, das als naives Eigenlob in seinen Werken deutlich zum Ausdruck kommt. Neben seinen großen Verdiensten dürfen auch diese Züge seines Wesens nicht unbeachtet bleiben.

Überblickt man das Leben Wilhelms in seiner Gesamtheit, so gewinnt man den Eindruck, daß er eine mehr extrovertierte Persönlichkeit war. Er konzentrierte sich auf den Dienst an der Kirche, er kämpfte für das Papsttum und die «libertas» der Eigenklöster. Seine Klosterregeln glichen eher einem Exerzierreglement denn einer Vereinssatzung; deren Befolgung überwachte er strengstens. Natürlich war Abt Wilhelm ein sehr frommer Mensch, aber der Sinn des «Coenobiums», des kontemplativen Zusammenseins in benediktinischer Selbstheilung eines introvertiert verstandenen Christentums, scheint ihm letztlich nicht aufgegangen zu sein.

In der Geschichte des Abendlandes, und nicht nur in seiner Kirchengeschichte, war Cluny ein europäisches Ereignis, Hirsau lediglich eine deutsche Episode. Jeder der bedeutenden Äbte Clunys war wesensgemäß ein von allen kirchlichen und weltlichen Machthabern völlig unabhängiger Kirchenfürst, Wilhelm nicht mehr als ein Vasall Gregors VII. und ein Satellit Clunys. Man nennt die Hirsauer in der Fachliteratur die «Jungkluniazenser», aber genauer gesagt war Hirsau nur ein «Minicluny». Wilhelm scheiterte, denn es gelang ihm weder, die volle «libertas» seines Klosters zu erringen, noch einen Klosterverband zu organisieren, was Clunys Stärke ausmachte. Nach seinem Tode verloren die «Hirsauer Reform» und die «Hirsauer Bauschule» alsbald ihren Schwung und ihre Bedeutung, nachdem ein wesentliches Stimulans, der Investiturstreit, ausgestanden war. Gerade an Hirsaus Kurzlebigkeit im Vergleich zu Clunys Langlebigkeit erkennt man das in mehrfacher Hinsicht Begrenzte an dem Komplex Hirsau. So blieben denn das Schwarzwaldkloster und sein Schöpfer lediglich ein interessantes Intermezzo der Kunst- und Kirchengeschichte unseres Landes.